

JOHANNES HERTEL

KLEINE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
BARBARA BOMHOFF

2007

HARRASSOWITZ VERLAG · WIESBADEN

ISSN 0170-3455
ISBN 978-3-447-05543-7

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Herausgeberin	IX
Johannes Hertel	XIII
Abkürzungen	XXVII
Werkverzeichnis der gesamten Schriften Johannes Hertels mit Rezensionsverweisen	XXIX

Die Kleinen Schriften

a. Erzählungsliteratur

Zwei Erzählungen aus der Bonner Hitopadeśa-Handschrift Ch.	1
In: ZDMG 55 (1901), S. 487 – 494. (Nachtrag dazu: S. 693 – 696).	
Ist das Nītiśataka von Bhartṛhari verfasst?	13
In: WZKM 16 (1902), S. 202 – 205.	
Die Erzählung vom blauen Schakal in den Hamburger Pañcatantra- Handschriften. In: WZKM 16 (1902), S. 269 – 274.	17
Die ‚Bhartṛhari‘-Strophen des Pañcatantra.	23
In: WZKM 16 (1902), S. 298 – 304.	
Zum Pañcatantra. In: WZKM 17 (1903), S. 297 – 301.	30
Eine Fabel Kṣemendras. In: WZKM 17 (1903), S. 343 – 350.	34
Eine indische Quelle zu La Fontaine „Contes et Nouvelles“ I, 11.	42
In: SVL, Bd. 5 (1905), S. 129 – 131.	
Was bedeuten die Titel Tantrākhyāyika und Pañcatantra?	45
In: WZKM 20 (1906), S. 81 – 89.	
Tantra = nīti. In: WZKM 20 (1906), S. 306 – 308.	54
उत्रिपिटि oder उत्रपिटि ‚Maulbeerbaum‘. In: WZKM 20 (1906), S. 402 – 407.	56
<i>upāyavairam</i> oder <i>ubhayavairam</i> ? In: WZKM 20 (1906), S. 407 – 409.	61
Die das Meer austrinkenden Vögel. In: ZVV, Bd. 16 (1906), S. 426 – 427.	64
Jāt. 59. 60 und Pariśiṣṭaparvan II, 694ff. In: ZDMG 60 (1906), S. 399 – 401.	66
Zu Hemaçandra’s Pariśiṣṭaparvan II, 446 ff.	69
In: ZDMG 61 (1907), S. 497 – 500.	
Von Pāṇini zu Phaedrus. In: ZDMG 62 (1908), S. 113 – 118.	73

Zu den Erzählungen von der Muttermilch und der schwimmenden Lade. ...	79
In: ZVV, Bd. 19 (1909), S. 83 – 92. (Nachtrag dazu S. 128).	
Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen.	88
In: ZVV, Bd. 19 (1909), S. 426 – 429.	
Über einige Handschriften von Kathāsamgraha-Strophen.	93
In: ZDMG 64 (1910), S. 58 – 62.	
Zur Sage von der erweckten Scheintoten.	98
In: ZVV, Bd. 21 (1911), S. 282 – 284.	
Eine indische Parallele zu Schillers ‚Gang nach dem Eisenhammer‘.	100
In: ZVV, Bd. 21 (1911), S. 406 – 407.	
<i>tantra</i> ‚Klugheitsfall‘. In: WZKM 25 (1911), S. 125 – 126.	102
Altindische Parallelen zu Babrius 32.	104
In: ZVV, Bd. 22 (1912), S. 244 – 252. (Nachschrift dazu S. 301).	
Die Erzählliteratur der Jaina.	114
In: Geist des Ostens, hrsg. v. Hermann von Staden. 1. Jg. (1913), Heft 3: S. 178 – 192, Heft 4: 247 – 256 und Heft 5: 313 – 322.	
Indologische Analekta.	149
[Teil 1: Einleitung und I, 1 – 7] in: ZDMG 67 (1913), S. 609 – 629. (Berichtigung hierzu In: ZDMG 68 (1914), S. 84). [Teil 2: I, 8] in: ZDMG 68 (1914), S. 64 – 84. [Teil 3: I, 9] in: ZDMG 69 (1915), S. 113 – 128. [Teil 4: II, 1 – 7] in: ZDMG 69 (1915), S. 289 – 299.	
Zwei Sanskritwörter in Chavannes’s ‚Cinq cents Contes et Apologues‘. ...	218
In: ZDMG 67 (1913), S. 123 – 125. (Ergänzung hierzu S. 572).	
Zum Märchen vom tapfern Schneiderlein.	221
In: ZVV, Bd. 23 (1913), S. 51 – 57.	
The Jains and the Panchatantra.	228
In: Jainśāsan. The Jaina Discipline. Bhāvnagar, 1914 (= vira sam 2440), Teil 1: 20. Mai 1914: S. 113 – 115, Teil 2: 27. Mai 1914: S. 129 – 130, Teil 3: 3. Juni 1914: S. 145 – 146, Teil 4: 17. Juni 1914: S. 177 – 178, Teil 5: 1. Juli 1914: S. 209 – 210.	
Zum Schwank vom Zeichendisput.	239
In: ZVV, Bd. 24 (1914), S. 317 – 318.	
Über die Suvābahuttarīkathā.	241
In: Festschrift, Ernst Windisch zum 70. Geburtstag am 4. Sept. 1914, darge- bracht von Freunden und Schülern, Harrassowitz, Leipzig 1914, S. 138 – 152.	

Narrative Literature of the Jainas.	256
In: Shrī Jain Shvetāmbar Conference Herald, Nr. 11, July–October 1915, S. 219 – 238.	
Sieben Erzählungen in Braj Bhākhā.	276
In: Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients. Ernst Kuhn zum 70. Geburtstage am 7. Febr. 1916 gewidmet von Freunden und Schülern. M. & H. Marcus, Breslau 1916, S. 40 – 58.	
Die betrogenen Betrüger. In: ZDMG 74 (1920), S. 458 – 460.	295
Śivadāsa Vetālapañcaviṃśatikā.	298
In: Streitberg Festgabe, hrsg. v. der Direktion der Vereinigten Sprach- wissenschaftlichen Institute an der Universität zu Leipzig, Markert & Petters, Leipzig 1924, S. 135 – 154.	
Bemerkungen zum Uttamacaritrakathānaka.	318
In: Beiträge zur Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte Indiens. Festgabe Hermann Jacobi zum 75. Geburtstag am 11. Febr. 1925 dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern, hrsg. v. Willibald Kirfel, Kommissionsverlag Fritz Klopp, Bonn 1926, S. 135 – 144.	
 <i>b. Sonstige indologische Studien</i>	
Über Amitagatis Subhāṣitasam̐doha.	328
In: WZKM 17 (1903), S. 105 – 134.	
Der Ursprung des indischen Dramas und Epos.	358
In: WZKM 18 (1904), S. 59 – 83 und 137 – 168.	
Ein Hymnus auf Rāma. In: WZKM 18 (1904), S. 127 – 130.	415
Beiträge zum Sanskritwörterbuch aus Hemacandra's Pariśiṣṭaparvan.	419
In: ZDMG 62 (1908), S. 361 – 369.	
Ein Sanskrit-Rätsel. In: WZKM 22 (1908), S. 119 – 120.	428
Literarisches aus dem Kauṭīlīyaśāstra.	430
In: WZKM 24 (1910), S. 416 – 422.	
परञ्जित. In: ZDMG 64 (1910), S. 661.	437
Die Geburt des Purūravas.	438
In: WZKM 25 (1911), S. 153 – 186. (Berichtigungen hierzu: S. 334).	
Die angebliche Wortfamilie <i>utkalay</i> , <i>utkalāpay</i> , <i>utkalāpana</i>	472
In: Indogermanische Forschungen, hrsg. v. K. Brugmann und W. Streitberg, Bd. 29, Karl J. Trübner, Strassburg 1911/1912, S. 215 – 221.	

rathasp'ṛṣ oder rathasp'ṛh.	479
In: Indogermanische Forschungen, hrsg. v. K. Brugmann und W. Streitberg, Bd. 31, Trübner, Strassburg 1912/1913, S. 143 – 155.	
Indische Gedichte.	492
In: Geist des Ostens, hrsg. v. Hermann von Staden. 1. Jg. (1913), Heft 1: S. 44 – 46 und Heft 9: S. 551 – 554.	
Zur Datierung des Mudrārākṣasa. In: ZDMG 70 (1916), S. 133 – 142.	498
A Note on Bhavabhūti and on Vākpatirāja.	508
In: Asia Major, Vol. I, (1924) Heft 1, S. 1 – 23.	
<i>c. Nachrufe und Würdigungen</i>	
Theodor Benfey [zu B.'s 100. Geburtstag].	531
In: Göttinger Zeitung, 47. Jg., Nr. 14851 v. 28. Jan. 1909, S. 1 – 2.	
Nekrolog auf Ernst Windisch.	535
In: Berichte über die Verh. der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse, Bd. 73 (1922), Heft 2, S. 9* – 24*.	
Als Eduard Sievers nach Leipzig kam.	551
Zum Fünfzigjährigen Jubiläum des Germanistischen Instituts der Universität Leipzig, 1873 – 1923. Hrsg. v. Studentischen Festausschuß, S. 13 – 31.	
Nekrolog auf August Conrady.	570
In: Berichte über die Verh. der phil.-hist. Classe der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. 77 (1926), Heft 4, S. 7* – 14*	
Eugen Hultzs. In: ZDMG 82 (1928), S. 49 – 67.	578
 Register	
1. Gesamtverzeichnis	599
2. Verzeichnis originalsprachlicher Termini	633
3. Verzeichnis der Sujets und Erzählungen	640

VORWORT DER HERAUSGEBERIN

Es ist jetzt etwa 100 Jahre her, daß Johannes Hertel seine Rekonstruktion der Textgeschichte des Pañcatantra der wissenschaftlichen Öffentlichkeit präsentierte. Dies allein wäre Anlaß genug, Hertels Kleine Schriften in der Reihe der von Glasenapp-Stiftung herauszubringen. Aber auch zu anderen Themen hat Hertel in seiner aktiven wissenschaftlichen Laufbahn außerordentlich viele kleinere und größere Artikel publiziert, die ebenfalls wert sind, der Öffentlichkeit wieder oder leichter zugänglich gemacht zu werden. Hätte man alles in die Kleinen Schriften aufgenommen, hätte man drei ganze Bände füllen können. Da mir nur ein Band zur Verfügung stand, mußte eine ausgewogene Auswahl getroffen werden, und da jede Auswahl immer die Handschrift des Herausgebers trägt, mag der eine oder andere in diesem Band vielleicht anderes finden, als er erwartet.

Beim Zusammentragen aller Informationen über Publikationen Johannes Hertels waren mir die Verzeichnisse von Siegfried Behrsing und Ulrich Schneider eine große Hilfe. Ich habe den Versuch unternommen, alles zu finden, was in diesen Bibliographien aufgelistet ist. Bei einigen wenigen Einträgen der Bibliographie Behrsings war ich erfolglos. Es handelt sich um die Eintragsnummern 6, 73 und 124.

- 6: (1901) „Offener Brief an Herrn Dr. Hermann Oldenberg, ord. Professor des Sanskrit a. d. Universität Kiel. [Datiert:] Zwickau, den 17.2.1901. 4°. 5 [unnummerierte] S.“
- 73: (1912) „Ein Aufsatz über Jaina-Erzählungen in der [indischen, in Benares erschienenen] Zeitschrift Jainśāsan 1912, Nr. 11, S. 3 Sp.1f. Der Aufsatz, englisch geschrieben, wurde in Indien für die genannte Zeitschrift in Gujarātī übersetzt.“
- 124: (1928) „Der Brahmane Harischarman [Auszug aus den Indischen Märchen]. Köln. 16°. 15 S. (= Beigabe zur Lotterie der Internationalen Presse-Ausstellung Köln 1928, Band 10).“

Des weiteren habe ich den in Ulrich Schneiders Ergänzungsbibliographie auf S. 264 aufgelisteten Beitrag: „The Jains and the Panchatantra“, veröffentlicht in Jain Sāhity-Sammelan, 1916, nicht gefunden, dafür aber die zwei Beiträge, die Schneider auf S. 263 mit einer Fußnote mit der Notiz versehen hat, daß er die Schriften nicht hätte einsehen können. Diese beiden Beiträge werden hier in den Kleinen Schriften abgedruckt.

Die Pañcatantra-Forschungen und, damit zusammenhängend, die Erschließung der Erzählliteratur der Jainas, bilden ohne Zweifel den Kern von Hertels wissenschaftlicher Leistung, die die Zeiten überdauern wird. Die Ergebnisse auf seinem anderen Forschungsgebiet, der indo-iranischen Religion, sind

bei weitem subjektiver gefärbt und immer noch umstritten. Ein Leitgedanke bei der Auswahl war, Hertels Arbeitsweise bei der Rekonstruktion der Textgeschichte des Pañcatantra nachvollziehbar zu machen. Es ging mir darum, zu zeigen, wie vielschichtig Hertel dachte, und wie unterschiedlich die Quellen waren, aus denen er schöpfte. Wichtig war mir des weiteren, eher schwer zugängliche Beiträge auszuwählen, auch wenn sie „nur“ populär geschrieben waren. Ein Beispiel dafür ist der Artikel „The Jains and the Panchatantra“, der 1914 in mehreren Teilen in der Zeitung „Jainśāsan“ veröffentlicht wurde. Er hat in den Kleinen Schriften Platz gefunden, weil es selbst in Indien kaum mehr Exemplare dieser Zeitung gibt. Aus demselben Grunde findet man in diesem Band zuweilen inhaltlich ähnliche Beiträge nebeneinander.

Durch Zufall habe ich erst nach Abschluß der Scan-Arbeiten im Nachlaß Friedrich Wellers einen großen Umschlag mit Ausschnitten aus der Zeitschrift „Concordia – Organe de la Société d’Études et de Correspondance Internationales“, gefunden. Es sind Beiträge von Johannes Hertel, die er in seiner Zeit am Realgymnasium in Zwickau zwischen 1898 und 1901 für diese Zeitschrift geschrieben hat. Darunter finden sich Übersetzungen von Bhartṛharis Sprüchen und anderen indischen Texten in deutscher und französischer Sprache. Leider konnten sie nur noch in Form bibliographischer Angabe aufgenommen werden.

Bei dem Werkverzeichnis mag auf den ersten Blick irritieren, daß die Rezensionen und Notizen anderer Gelehrter zu dem jeweiligen Werk Johannes Hertels in den Fußnoten angeführt werden. Dies hielt ich für nützlich, weil sich auf diese Weise ein Bild der damaligen Diskussionen zu Hertels Ansichten und Arbeitsergebnissen formt. Allerdings erhebe ich hier keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Das Werkverzeichnis ist nach Sachgebieten gegliedert und innerhalb der Sachgebiete jeweils chronologisch. Rubrik III (Rezensionen und Anzeigen) und Rubrik IV (Würdigungen von Leben und Werk) sind jedoch der besseren Übersicht halber in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser geordnet.

Die Indizierung vor allem derjenigen Stellen, die sich auf das Pañcatantra beziehen, erwies sich als besonders schwierig. Hertel hat eine ungeheure Menge an Handschriften, Editionen und Übersetzungen von Texten aus den verschiedensten Literaturen der Welt herangezogen. Obwohl er äußerst akribisch arbeitete, hatte er einerseits mit den Tücken der unterschiedlichen Zählweisen von Textstellen in der von ihm zitierten Literatur zu kämpfen, andererseits war er selbst auch nicht ganz konsequent im Zitieren der von ihm benutzten Quellen. Es ist eine seiner Eigenarten, Texte wie Kṣemendras Bṛhatkathāmañjarī, Amitagatis Subhāṣitasamdoha, Somadevas Kathāsaritsāgara oder Symeon Seths „Stéphani-tès kai Ichnélatès“ sowohl unter dem Namen ihres Verfassers, als auch unter dem Titel des Werkes zu zitieren. Gemeint ist meistens, aber nicht immer, das Werk.

Da also der Autor oft für das jeweilige Werk steht, wurde darauf verzichtet, einen separaten Namensindex zu erstellen, weil das den Leser verwirren könnte. Längere zusammenhängende Zitate aus fremdsprachlichen Texten, Übersetzungen und Abhandlungen wurden nicht indiziert.

Worte, die in der westlichen Kultur zur Begriffen mit bestimmten Inhalt geworden sind, wie *Ahiṃsā* oder *Dharma*, werden je nach Vorkommen in Text im Gesamtverzeichnis oder im Verzeichnis der originalsprachlichen Termini aufgeführt.

Bei der Schreibweise indischer Wörter wechselt Hertel oft zwischen *Devānāgarī* und Transkription. Wenn er indische Worte zitiert, behält er außerdem die Orthographie des Originals bei, so daß u. U. in einem Beitrag ein und dasselbe Wort in verschiedenen Gestalten vorkommt (z.B. auf Seite 49 – 51: *rājanīti* – *rājanīti* – राजनीति). Im Index werden sämtliche Wörter in der heute üblichen wissenschaftlichen Umschrift wiedergegeben. Das „Ç“ in *Çiva*, erscheint im Index also als „Ś“, bei „ē“ und „ō“ entfallen die Längen, sh oder s und die Vokale „â“, „î“ und „û“ werden entsprechend umgewandelt usw. Seitenzahlen erscheinen kursiv, wenn das Stichwort entweder im Titel des Beitrags steht, oder innerhalb eines Artikels in einem längeren zusammenhängenden Abschnitt behandelt wird, ohne daß es auch wirklich auf jeder Seite zu finden ist.

Bei der komplizierten Materie, die Hertels Arbeiten bietet, kann es nicht ausbleiben, daß sich bei der Erstellung des Index Fehler einschleichen oder manches unberücksichtigt bleibt. Dafür sei der kritische Leser um Nachsicht gebeten. Um mit Hertels Worten zu sprechen: „Die vorzüglichsten Klassiker sind gegen kleine Versehen nicht gefeit, die ein halbwegs scharfsichtiger, auf Mängel pirschender Kritiker im Handumdrehen aufstöbert.“ (siehe unten S. 171).

Zum Schluß ein herzlicher Dank an die Helmuth v. Glasenapp-Stiftung, die das Zustandekommen dieses Bandes befürwortet und unterstützt hat. Ein Dank geht auch an Jan Seifert, der mir große Hilfe geleistet hat. Ohne ihn wäre das mühevollen Layouten, Scannen und Setzen des Druckmanuskriptes eine kaum überwindbare Hürde gewesen. Von unschätzbarem Wert war die Zusammenarbeit mit Dr. habil. Maria Schetelich, die mich mit fachlichem und sachlichem Rat unterstützt und die Biographie Johannes Hertels in diesem Band geschrieben hat. In der Anfangsphase meiner Arbeit an den „Kleinen Schriften“ stellte mir Herr Prof. Dr. Klaus Karttunen, Helsinki, freundlicherweise einen Auszug seines damaligen Manuskripts „Who was Who in Western Indology. A Biographical Dictionary“ zur Verfügung, was mir von großem Nutzen war. Mein Dank geht auch an die Mitglieder des Instituts für Indologie und Zentralasienwissenschaften der Universität Leipzig, wo sich die Bibliothek Johannes Hertels befindet, und wo ich während der Fertigstellung des Manuskriptes des öfteren die Räumlichkeiten und

technischen Hilfsmittel nutzen konnte. Ein weiteres Dankeschön geht an alle anderen Leipziger, die ich während der Arbeit an den Kleinen Schriften als Freunde gewonnen habe. Ohne all diese wunderbare Unterstützung wäre es mir unmöglich gewesen, dieses Buch fertigzustellen.

Leipzig, November 2006

Barbara Bomhoff

JOHANNES HERTEL

Durch seine Rekonstruktion der Textgeschichte des Pañcatantra und seine Pionierarbeiten auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur der Jainas gehört Johannes Hertel zu den bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Indologie. Und doch hat man sich Hertels wissenschaftlichem Gesamtwerk immer wieder mit einigem Zögern genähert. Dieses Zögern galt zunächst nur der geteilten Aufnahme seiner indo-iranischen Studien, allem voran der „Arischen Feuerlehre“. Doch es resultiert aus einer gewissen Unsicherheit der Beurteilung von Hertels politischer Haltung in den dreißiger Jahren. Die Herausgabe seiner „Kleinen Schriften“ bietet eine willkommene Gelegenheit, sich nicht nur mit seinem Werk, sondern auch mit seinem Leben erneut zu beschäftigen.¹

Ganz ohne Zweifel, Johannes Hertel war ein sehr eigenwilliger Mensch. Unerbittlich genau, beharrlich, streitbar und kompromißlos dort, wo es um die Ehrlichkeit in der Wissenschaft und um den Umgang mit Text und Sprache ging, gewandt im Schreiben und brillant in der Wiedergabe indischer Dichtung, ein selbständiger Denker, dessen umfangreiches Wissen noch heute fasziniert und zuweilen verblüfft; aber auch voller nationalem Stolz auf die deutsche Kultur, sodaß er die deutsche Sprache zuweilen über alles andere (außer seinem geliebten Französisch) erhob² oder das jüdische Deutsch als „undeutsch“ bezeichnen konnte. Dort, wo er sich wohlfühlte, war er ein guter und anregender Gesellschafter und wurde schon früh geschätzt als ein engagierter Lehrer und Erzieher. Eine biographische Skizze, die im April 1901 unter der Überschrift „Nos meilleurs amis“ in der Zeitschrift „Concordia“³ erschien, sagt über ihn:

„Johannes Hertel wurde als Sohn eines Zeichenlehrers an der Volksschule zu Zwickau in Sachsen geboren 13. März 1872. Unterricht genoss er an den Volksschulen und dem Realgymnasium seiner Vaterstadt. Dann ging er nach Leipzig,

-
- 1 Für Informationen, die meine eigenen Recherchen ergänzen, bin ich Johannes Hertels Enkelin, Frau Irmgard Kiedels und Herrn Dr. Frank Neubert (Leipzig/Heidelberg) zu Dank verpflichtet, der sich seinerzeit von meinem Interesse für den Hertel-Nachlaß im Archiv in der Universitätsbibliothek Leipzig anstecken ließ und ihn erstmals aus heutiger wissenschaftshistorischer Perspektive bearbeitete.
 - 2 Siehe „Kultursprache und Fremdwort“. In: Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau, 38. Jg. Nr. 145, (v. 25. Juni 1918), S. 290.
 - 3 Die *Concordia* war das Organ der *Société d'Études et de Correspondance Internationales*, einer kosmopolitischen, ausdrücklich dem Friedensgedanken verpflichteten internationalen Vereinigung. Sie besaß z.B. eine besondere Rubrik „Bulletin de la paix; correspondance bi-mensuelle“ und bot darin regelmäßig „eine Übersicht über die Fortschritte, die der Friedensgedanke in Deutschland, Österreich, den Vereinigten Staaten, in Frankreich, England, Italien, Schweden und der Schweiz gemacht hat.“ (s. Johannes Hertel: Émile Lombard und die Société des Études Internationales. In: Pädagogische Studien. N.F. 19. Jg. (1898), S. 239). Um die Jahrhundertwende war Hertel einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter.

um 6 Jahre Sprachen zu studieren. Besonderes Interesse widmete er dem Studium der altindischen Litteratur, dem Sanskrit. Während der Studierzeit legte er auch die Nachprüfung am Gymnasium zu Zwickau ab, um die Berechtigung allen Studien obliegen zu können zu erwerben. Auf Grund einer Abhandlung *Über Text und Verfasser des Hitopadeśa* erhielt er 1897 die philosophische Doktorwürde zu Leipzig. Dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde als Lehrer an der Schule angestellt, die ihn gebildet hatte. In dieser Stellung befindet er sich noch heute.⁴

Seine wissenschaftlichen Arbeiten hat er nicht fallen lassen. Mancherlei Zeitschriften ist er Mitarbeiter geworden. Von größerer Bedeutung ist seine poetische Übertragung ausgewählter Gedichte der indischen Litteratur in die deutsche Sprache. Den Lesern der *Concordia* ist er wohlbekannt durch Artikel, die eine eingehende Kenntnis der französischen wie der deutschen Sprache, ihrer Feinheiten und ihrer Eigenart verraten. In der Schule hat er sich bemüht mustergiltige moderne französische Schriftsteller (besonders Daudet) seinen Schülern bekannt zu machen und ihnen Gewandtheit und Sicherheit im französischen Ausdruck durch lebendigen Unterricht in der französischen Sprache zu vermitteln. Die Fähigkeit dazu hat er sich durch eingehende Studien und auch durch einen Aufenthalt in der französischen Schweiz erworben. Große Verdienste hat er sich um die Zwickauer Gruppe der Société d'Études et de Correspondance Internationales erworben. Seit seiner Rückkehr nach Zwickau ist er Leiter und Mittelpunkt dieser Gruppe, die zusammengesetzt aus Leuten verschiedenen Berufs und Alters jeden Montag Abend zusammenkommt zu lebhaftem Meinungs-austausch und frischer Unterhaltung in französischer Sprache. Alle wissen seine Fähigkeiten und seine Lebendigkeit wie sein Interesse für die gemeinsame Sache zu schätzen und hoffen sich noch lange daran erfreuen zu können.“

Welcher junge Lehrer eines Gymnasiums in einer mittelgroßen Stadt (Hertel war damals 29 Jahre alt und erst wenige Jahre im Schuldienst) konnte sich um die Jahrhundertwende wohl solcher internationaler Anerkennung seiner pädagogischen wie wissenschaftlichen Leistung rühmen? Es hat zwar in der deutschen Indologie immer wieder Privatgelehrte gegeben, die auf ihrem Gebiet Wichtiges geleistet haben – Hermann Graßmann, bekannt durch sein „Wörterbuch des Rigveda“, war Gymnasialprofessor in Stettin, der Medizinhistoriker Reinhold F.G. Müller Arzt in Einsiedel im Erzgebirge – doch hat wohl keiner in so starkem Maße wie Johannes Hertel die Gabe gehabt, die Früchte seiner wissenschaftli-

4 Diese Daten sind nicht ganz korrekt. Hertel selbst gibt in einem Lebenslauf an, daß er 1891 das Realgymnasium abschloß und die Universität Leipzig bezog, von Ostern 1892 bis 93 bei der Armee als Einjährig-Freiwilliger diente, 1893 in Zwickau in einer Zusatzprüfung ein Gymnasialreifezeugnis erwarb und Ostern 1896 „vor der Prüfungskommission für Kandidaten d. höheren Schulamts an der Universität Leipzig ein bedingungsloses Oberlehrer-Zeugnis“ erwarb. (s. Lebenslauf, S. 41. In: *Über Text und Verfasser des Hitopadeśa*. [Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde], Breitkopf & Härtel, Leipzig 1897).

chen Tätigkeit für eine breitere Öffentlichkeit nutzbar zu machen, mit dem ausgesprochenen Ziel, „die Völker auf friedlichem Wege einander dadurch näher zu bringen, daß sie sich von ihrer kulturellen Seite näher kennen und infolgedessen schätzen lernen.“⁵ In der Concordia veröffentlichte Hertel Übersetzungen aus dem Sanskrit für einen größeren Leserkreis, teils mit kurzer Einleitung. Da die Beiträge der Zeitschrift auch für den Schulgebrauch in deutschen und französischen Schulen gedacht waren, gab Hertel der deutschen eine französische Übersetzung bei. In dieser Form erschien eine Auswahl aus Bhartr̥haris Sprüchen.⁶

5. – Unheilbar

Wasser schützt vor Feuers Gluten,
Schirme vor der Sonne Brand,
Stöcke fürchten Ochs und Esel,
Stachel scheut der Elefant,
Krankheit heilen tausend Kräuter,
Gift vernichtet die Magie:
Wissenschaft kann alles heilen,
Nur die Thorheit heilt sie nie [11].

5. – *Incurable*

On peut se garantir contre le feu avec de l'eau, contre les rayons du soleil avec un parasol, contre un grand éléphant en chaleur avec un aiguillon, contre le bœuf et l'âne avec un bâton, contre la maladie en prenant des médecines, contre le poison en employant différentes incantations. La science (les livres de science) offre (offrent) des remèdes à tout : seulement pour le sot (contre la sottise) il n'y a pas de remède. [11].

32. – Schicksal und Menschenthat.

In die Gewässer tauche hinab, erklimme den Meru,
Tilg' im Kampfe den Feind, ziehe die Furche im Feld,
Lerne den Handel, die Künste, durcheile befiedert den Äther,
Oder genieße dein Geist, was ihm die Wissenschaft beut:
Was nicht das Schicksal beschlossen auf Erden, nie wird es geschehen:
Nimmermehr kann ja die That hindern der Schickung Gewalt. [101]

5 Siehe Anm. 3.

6 Aus „Proben Indischer Dichtung“ (Spécimens de la Poésie des Hindous). In: Concordia. (Jan. 1899), S. 42 und (März 1899), S. 136.

32. – *Le Destin et l'Effort humain.*

Qu'on plonge dans les eaux, qu'on ascende le sommet du Mérou, qu'on vainque les ennemis au combat, qu'on apprenne le commerce, l'agriculture, le service, etc., toutes les sciences et tous les arts, qu'on aille, en faisant les plus grands efforts, par le vaste ciel comme un oiseau : ce que le Destin n'aura pas résolu, ne se fera pas. Comment l'effort humain pourrait-il détruire la puissance de la Destinée? [101]

Mit der Dissertation über Text und Autor des Hitopadeśa (1897) hatte Hertel sein Studium in Leipzig abgeschlossen und thematisch die Tradition der Edition und Übersetzung von Werken der indischen Erzählliteratur fortgesetzt, die Hermann Brockhaus in Leipzig mit seinem „Ozean der Märchenströme“ (1839) begonnen hatte. Eine erste Übersetzung des Hitopadeśa hatte 1844 bereits Max Müller als junger Student in Leipzig vorgelegt. Hertel mußte sich nicht auf das Übersetzen beschränken, sondern konnte – wie später bei der Beschäftigung mit dem Pañcatantra – die Geschichte des Textes in den Mittelpunkt stellen, denn mittlerweile hatte die Zeit des systematischen Sammelns und Katalogisierens von indischen Handschriften ihre Blüte erreicht. So konnte er aus dem Vergleich aller mittlerweile bekannten Handschriften die nepalesische Fassung des Hitopadeśa als die älteste und dem Original am nächsten kommende herausstellen. Bereits hier erwies er sich nicht nur als begabter und einfühlsamer Textkritiker, sondern auch als Übersetzer, der über der sprachlich genauen Wiedergabe, von der er geradezu besessen war, die Sprachästhetik nicht vergaß. Mit Recht betonte Friedrich Weller in seinem Nachruf, dass es stets Hertels Ziel gewesen sei, neben dem Sichtbarmachen der Überlieferung durch zuverlässige kritische Textausgaben immer auch die Werke selbst einem sicheren Verständnis zuzuführen.

In den verbleibenden Jahren seiner Tätigkeit im Schuldienst sollte ihn dann das Pañcatantra, dieser überlieferungsgeschichtlich viel interessantere und vielschichtigere Text beschäftigen, der am intensivsten von allen Werken der indischen Literatur in alle Welt ausgestrahlt hat. Er setzte damit die Pionierarbeit Benfey's fort, nun auf der Basis eines viel umfangreicheren Quellenmaterials. Eines der beiden wichtigsten Ergebnisse – neben der Rekonstruktion der Geschichte des Textes – war eine adäquatere Bestimmung des Genres, dem das Pañcatantra und die Texte, aus denen es erwachsen war, zuzuordnen sind. Hertel definierte den Begriff *tantra* neu, indem er ihn mit „Klugheitsfall“ übersetzte und stellte den Text stärker als Benfey es getan hatte, in den Kontext des Nītiśāstra und der Rājanīti. Aus dem Vergleich von Pañcatantra und Tantrākhyāyika mit dem Nītiśāra des Kāmandaki und mit dem Kauṭīliya Arthaśāstra konnte er nachwei-

sen, dass das Tantrākhyāyika stärker von der Nīti-Konzeption des Arthaśāstra geprägt ist, während das Pañcatantra eher die politische Moral des Nītisāra widerspiegelt. Beide sind folglich als politisches Fabelwerk anzusehen und damit zur Fürstenspiegel-Literatur zu rechnen. Walter Ruben, Rupert Geib und Harry Falk haben in ihren bekannten Untersuchungen zum Pañcatantra diesen Ansatz aufgenommen und weiterverfolgt. Das zweite Ergebnis der textkritischen Arbeit war die Erkenntnis, wie lohnend es wäre, die Erzählliteratur der Jainas intensiver zu erschließen – und dies war das Arbeitsfeld, das Johannes Hertel dann in den ersten Jahren seiner Universitätslaufbahn intensiver beackerte. Die Anregung, die Jaina-Literatur in die Pañcatantra-Untersuchung einzubeziehen, hatte Hertel von Ernst Leumann erhalten, als dieser an der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin die Jaina-Manuskripte der Orientabteilung bearbeitete. Leumann nahm regen Anteil am Fortgang von Hertels Arbeiten, der ihm für manchen wertvollen Hinweis verpflichtet war (u.a. zur Identität Pūrṇabhadras).

Noch bevor er im Jahre 1902/3 als Oberlehrer an das Königliche Realgymnasium nach Döbeln ging, hatte Hertel geheiratet. In seiner Frau stand ihm über viele Jahrzehnte eine Gefährtin zur Seite, die seinen acht Kindern eine liebevolle Mutter war und der Arbeit ihres Mannes großes Verständnis entgegenbrachte. Es war sicher nicht einfach, im praktischen Leben die Anforderungen eines grossen Haushalts mit den Bedürfnissen eines Wissenschaftlers zu vereinbaren, der in seiner Freizeit, weit ab von einem universitären Zentrum und für alle technischen Arbeiten ganz auf sich selbst gestellt war. Er bearbeitete ja mit großer Akribie und einem außergewöhnlich breiten Spektrum von notwendiger Referenzliteratur ein Forschungsthema, für das die örtlichen Bibliotheken wenig hergegeben haben mochten und dessen Quellenmaterial zum großen Teil noch nicht einmal gedruckt vorlag. Das Bemühen, möglichst alle verfügbaren Handschriften von allen auch nur irgendwie für das Pañcatantra relevanten Texten selbst in Augenschein zu nehmen, das Herausfiltern von Erzählmotiven und ihren Wanderungen durch die Jahrhunderte und die Regionen inner- und außerhalb Indiens und die ständige Diskussion, nicht nur mit Indologen, ergab eine ausgedehnte Korrespondenz. Sie läßt sich einigermaßen rekonstruieren, denn Hertel hatte die Angewohnheit, von allen seinen Briefen, die er mit der Schreibmaschine schrieb, einen Durchschlag zu behalten. Er führte einen regen Briefwechsel mit Kollegen wie Aurel Stein, Georg Bühler, Eugen Hultzsch und anderen, die in Indien Handschriften sammelten, mit Iranisten wie Theodor Nöldeke und vielen anderen Wissenschaftlern im In- und Ausland. Außerdem stand er mit vielen wissenschaftlichen Bibliotheken Europas und Indiens in ständigem Verkehr, da er von ihnen Handschriften geliehen bekam. Mit den Jahren hatte er sich eine eigene

umfangreiche Bibliothek zugelegt. Sie ging nach seinem Tode an das Indologische Seminar der Universität Leipzig über.

Man wird die immense Arbeitsleistung, die in Hertels Pañcatantra-Arbeiten steckt, nur ermessen können, wenn man sich die technischen Bedingungen der damaligen Zeit und allgemein die äußeren Umstände vor Augen führt, unter denen diese Leistung erbracht wurde, und man wird nicht anders können, als den Mann, der hinter dieser Leistung steht, in all seiner Begeisterungsfähigkeit, Arbeitslust, Akribie und Beständigkeit zu bewundern.

Verständnis und Wertschätzung für seine Arbeit hat Hertel denn auch in seinem beruflichen Umfeld und bei wissenschaftlichen Institutionen gefunden. Die Münchner Akademie der Wissenschaften verlieh ihm 1910 in Anerkennung der Weiterführung der Arbeiten ihres Mitglieds Theodor Benfey den mit 1000 Mark dotierten Preis der Edmund-Hardy-Stiftung. Bereits 1904 hatte die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften die Herausgabe des Tantrākhyāyika mit 400 Mark unterstützt. Auch der Rektor des Döbelner Gymnasiums, Professor Curt Schmidt, stand Johannes Hertels wissenschaftlicher Betätigung stets wohlwollend gegenüber, zumal Hertel sich stets bemühte, etwas davon in den Schulunterricht einzubringen.⁷ Durch Schmidts Intervention beim Königlich Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts und eine von 70 internationalen Persönlichkeiten unterschriebene Petition (ca. ein Drittel der Unterzeichner waren Inder) wurde Hertel eine weitgehende Freistellung vom Schuldienst gewährt, damit er sich der im April 1910 von der Universität Straßburg gestellten Aufgabe für den Preis der Lamey-Stiftung in vollem Umfang widmen konnte. In der Ausschreibung hieß es: „Gewünscht wird eine Zusammenstellung und kritische Darstellung, allenfalls auch eine Fortführung der Resultate, die bisher bezüglich der Geschichte und Ausbreitung des indischen Fabelwerkes Pañcatantra erreicht worden sind.“ Durch die Freistellung konnte Hertel sein bis dahin zusammengestelltes Quellenmaterial durch Pañcatantra-Versionen in neuindischen Sprachen (Marāṭhī, Gujarātī, Braj Bhāṣā) ergänzen und Übersetzungen südostasiatischer Versionen berücksichtigen. Während er bedauerte, für das Südostasiatische nur auf sekundäre Quellen zurückgreifen zu können, verschaffte er sich für die indischen Versionen originalsprachliche Quellen aus Indien. Die Kontakte, die er hierfür vor allem zu Jaina-Gelehrten in Benares und

⁷ Es ist typisch für Hertels pädagogischen und praktischen Sinn, daß er die Negative zu den Faksimiles, die er seinem Tantrākhyāyika von 1904 beigab, „in den physikalischen Übungen von den Schülern unserer Oberklassen“ (des Realgymnasiums Döbeln) herstellen ließ, wie er im Vorwort schreibt. Wie aufregend und ehrenvoll muß es für die Schüler gewesen sein, eine echte alte indische Handschrift für einen Verlag fotografieren zu dürfen!

in Gujarat herstellte, legten den Grund für die Beziehungen zu den Jainas, die sich in den zwanziger Jahren dann so intensivierten, daß Hertel seine Schülerin Charlotte Krause nach Indien schickte, um später die Jainastudien an der Universität Leipzig als Schwerpunkt in Forschung und Lehre etablieren zu können. Daß Charlotte Krause, die er außerordentlich schätzte und wohl als seine Nachfolgerin im Auge hatte, nicht nach Deutschland zurückkehrte und ihr dadurch von der Universität Leipzig die *venia legendi* abgesprochen wurde, hat er nie verwunden.

Als „Das Pañcatantra. Seine Geschichte und seine Verbreitung“ 1914 in Straßburg als Preisschrift gekrönt wurde, war dies für Hertel der Höhepunkt und gleichzeitig ein gewisser Abschluß der Pañcatantra-Studien. Mit berechtigtem Stolz betrachtete er diese Arbeit, an die er so viele Jahre gewandt hatte, als ein grundlegendes und für weitere Untersuchungen Maßstäbe setzendes Werk. Unerbittlich war er allerdings in seiner Kritik an Anderen. Edgertons im Jahre 1924 erschienenen Versuch einer Rekonstruktion des „Urtextes“ des Pañcatantra kommentierte er in einer handschriftlichen Notiz in seinem Bibliotheksexemplar: „Dilettantisches Phantasiegebilde ohne allen und jeden Wert. Trotzdem völlige Zustimmung von Indologen wie Liebich, Fick (G.G.Anz. 1925, S. 358 ff. und darum auch von anderen (Hilka, Novus Aesopus S. 59. Ein trauriges Zeichen für die völlige philologische Ahnungslosigkeit der herrschenden Indologie.“ [sic!]⁸

Durch seine Pañcatantra-Forschung mit ihren neuen methodischen Ansätzen hatte sich der Gymnasialprofessor Johannes Hertel aus der kleinen Stadt Döbeln weit über die Grenzen Europas hinaus Anerkennung und Achtung erworben. Daher stand, als Ernst Windisch starb und sein Lehrstuhl wieder besetzt werden sollte, der Berufung Hertels zum Ordinarius für indische Philologie an der Universität Leipzig nichts im Wege. Am 18. April 1919 meldete die Allgemeine Zeitung Chemnitz:

Ein Realgymnasialprofessor als Universitätsordinarius berufen

„Eine bemerkenswerte Berufung ist an der Universität Leipzig erfolgt. Dem bisherigen Realgymnasialprofessor Dr. phil. Johannes Hertel in Döbeln ist das Ordinariat für indische Philologie (Sanskrit) an der Universität Leipzig übertragen worden. Professor Hertel, der damit der Nachfolger des verstorbenen Geheimrats Professor Dr. Windisch wird, tritt sein Amt am 1. Mai an.“

In der Tat war diese Berufung in der damaligen akademischen Landschaft nicht nur bemerkenswert, sondern geradezu ungewöhnlich. Für Hertels beide Vorgänger, Brockhaus und Windisch, bildete ihre Berufung nach Leipzig die Krönung einer längeren Universitätskarriere. Auch gehörten sie zu den Honoratioren

8 Handschriftliche Eintragung von Hertel in sein Exemplar von Franklin Edgerton, *The Panchatantra Reconstructed*. Vol. 1: Text and Critical Apparatus. American Oriental Series, Vol. 2. New Haven 1924.

der Stadt, da sie großen Familien Leipzigs verwandtschaftlich verbunden waren. Hermann Brockhaus entstammte der bekannten Verlegerfamilie Brockhaus und Ernst Windisch war der Schwiegersohn des damals bedeutendsten deutschen Nationalökonomens Wilhelm Roscher. Hertel aber war ein absoluter Quereinsteiger. Er hatte über viele Jahre im Schuldienst Französisch und alte Sprachen gelehrt, bevor er mit 47 Jahren den Ruf nach Leipzig bekam und hatte sich weder habilitiert, noch konnte er eine *venia legendi* vorweisen, da er nie an einer Universität gelehrt hatte.

Mit der Berufung nach Leipzig begann eine neue Etappe in Hertels wissenschaftlichem Schaffen. Er konzentrierte sich nun auf die mittelalterliche Erzählliteratur in Sanskrit und Prakrit, insbesondere die der Jainas, die er zwischen 1915 und 1924 intensiv bearbeitete und systematisch zu erschließen beabsichtigte. Schon seine Antrittsrede am 2. Dezember 1919 hatte er über „Die Bedeutung der Jaina-Literatur“ gehalten.⁹ Und wieder leitete ihn das oben zitierte Motto der „Société d'Études et de Correspondance Internationales“, die Völker durch Kenntnis ihrer Kulturen einander näherzubringen, denn er begründete seine Wahl gerade dieser Texte mit ihren volkstümlichen Charakter, der sie, im Gegensatz zur höfischen Dichtung, besonders geeignet mache, „das wirkliche Volksleben der Inder kennenzulernen“¹⁰. Bereits 1903 hatte er unter dem Titel „Bunte Geschichten vom Himalaja“ eine Auswahl aus Somadevas Kathāsaritsāgara und 1908 „Ausgewählte Erzählungen aus Hemacandras Pañcīṣṭaparvan“ in Auswahl bei verschiedenen Verlagen herausgebracht. Nun erschien in kurzer Folge vor allem Jinistisches: 1919 „Indische Märchen“, 1920 die erste Übersetzung des Kathāratnākara, 1922 in der Reihe „Indische Erzähler“ die Geschichten vom „Kaufmann Tschampaka von Dschinakīrti. Pāla und Gōpāla von Dschinakīrti. Ratnaschūda von Dschinānasāgara“, im gleichen Jahr dann auch Dandins „Die Erzählung der zehn Prinzen“, unter dem Titel „Zwei indischen Narrenbücher“ wiederum Jaina-Geschichten und ein kleines Bändchen „Anekdoten und Schwänke aus dem neuen Indien“, die Hertel aus dem Persischen übersetzte. 1923 folgte die Übersetzung des Pañcākhyānavarttika und 1924 als letzte der größeren Übersetzungen „Die Streiche des Berauschten. Eine satirische Posse von Königs Mahendra-Wikramawarman“. Die Einkünfte aus Hertels Übersetzungstätigkeit halfen der Familie über die Inflation und den fast vollkommenen Verlust ihres Vermögens hinweg. Die meisten dieser Übersetzungen sind in den letzten dreißig Jahren (teils neu bearbeitet) immer wieder neu aufgelegt worden.

9 Akademische Nachrichten mit amtlichen Mitteilungen der Akademischen Auskunftstelle Leipzig. Zugleich Organ des Akademikerbundes Leipzig. 1.Jg. Nr. 10, v. 11. Dez. 1919, S. 1, Amtlicher Teil.

10 s. Hertels Nachwort zu „Das Perlenmeer. Die schönsten Geschichten aus dem „Kathāratnākara“ des Hemavijaya.“ Aus dem Sanskrit übersetzt von J.H. Ausgewählt und herausgegeben von Roland Beer, Kiepenheuer, Leipzig und Weimar 1977, S. 270.

Schon für die Herausarbeitung der Jaina-Rezension des Pañcatantra hatte Hertel sich einen umfassenderen Überblick über die Literatur der Śvetāmbara-Jainas von Gujarat verschafft, die er als die Haupterzähler der Inder zu bezeichnen pflegte und hatte dazu Gujarātī gelernt. Nun korrespondierte er ausführlich mit den Jainagelehrten, insbesondere mit Dharmavijaya Sūri und Indravijaya Sūri von der Yaśovijayajainapāṭhaśālā in Benares. Hertels im Archiv der Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrter Nachlaß enthält neben der Korrespondenz mit diesen beiden und verschiedenen anderen Vertretern der Jainas zahlreiche Druckerzeugnisse aus dieser Zeit (Einzelexemplare von Zeitschriften und Zeitungen, kleine Heftchen usw.) und einige Handschriften, die noch einer gründlicheren Bearbeitung harren.

Zwei Veröffentlichungen zu den Upaniṣads, „Die Weisheit der Upanischaden“ (1921), eine kritische Ausgabe und Übersetzung der Mundaka-Upanisad (1924) und die Herausgabe der Reihe „Indo-Iranische Quellen und Forschungen“ ab 1921 leiten zur dritten und letzten Etappe von Hertels wissenschaftlichem Schaffen über, zu den vedischen und awestischen Forschungen. Dieser Themenwechsel ergab sich dadurch, daß mit dem Ausscheiden Bruno Lindners aus dem Universitätsdienst dessen Professur für iranische Studien und Religionsgeschichte in Hertels Amtspflichten integriert wurde.

Obgleich sein eigentliches großes Ziel gewesen war, eine umfassende Literaturgeschichte Indiens zu schreiben, widmete er sich nun mit Eifer dem neuen Gebiet. Mit seiner philologischen Methode und den gleichen Zielsetzung wie bei seiner Pañcatantra-Forschung, aus dem Befund der Texte Ursprünge und Wanderungen zu rekonstruieren, untersuchte er nun Ṛgveda und Awesta. Diesmal jedoch handelte es sich nicht um ein einzelnes Werk, sondern um Geschichte und religiöse Vorstellungen, und sehr bald zeigten sich die Grenzen seiner Methode. Mit Recht hatte er zwar in seiner Schrift „Die Methode der arischen Forschung“ (wie im übrigen seinerzeit schon Rudolf Roth) betont, daß die in der deutschen Vedaforschung weithin übliche Art, den Ṛgveda mit Hilfe später Kommentare zu interpretieren, fragwürdig sei, da man damit die Ansicht der Kommentatoren kolportiere, die von dem Text und seinem ursprünglichen Kontext ebenso weit entfernt seien wie der moderne Forscher. Seine eigene Interpretation der Texte fand jedoch keine ungeteilte Zustimmung. Zunächst ging es noch nicht um die Rekonstruktion der Urreligion der Arier, sondern um die Datierung der Wanderung der vedischen Inder und um die Chronologie der Dynastien im Awesta. Denn „eine Philologie ohne feste geschichtliche Grundlage ist ein Ding der Unmöglichkeit.“¹¹ Die Entstehung der meisten Lieder des Rigveda datierte er nach 520 v. Chr. und die Einwanderung der Arier nach Indien ca. 200 Jahre davor, da

11 Achaemeniden und Kayaniden. Leipzig 1924, S. 6.

er den Rigveda in Beziehung zu Zoroasters Datierung setzte. Bereits dies rief heftige Kritik unter den Iranisten und Indologen hervor, wie an den Rezensionen zu den ersten Heften der Indo-Iranischen Quellen und Forschungen abzulesen ist (s. u. die Anmerkungen im Werkverzeichnis). Als Hertel dann die Theorie entwickelte, daß alle Erscheinungen, bis hin zum Soma, als Formen oder Emanationen des alles durchdringenden Lichts zu erklären seien, führte dies zu einem heftigen und öffentlich ausgetragenen Streit mit Jarl Charpentier. Nun schieden sich die Geister unter seinen Kollegen endgültig. Die Zahl der Rezensionen, um die er gebeten wurde, nahm schlagartig ab. Bei den indischen Parsen allerdings fand Hertel großenteils starkes Interesse für seine Forschungen, weil ihre Religion durch seine Theorie der „arischen Feuerlehre“ gewissermaßen eine neue Dimension erhielt, da sie in den Rang einer indogermanischen Urreligion erhoben wurde.

Es ist auffallend, daß in allen indo-iranischen Studien Hertels Stil von Anfang an stark apodiktisch und polemisch ist, nicht selten sogar mit einem aggressiven Unterton. Dies steht in krassem Gegensatz zu dem Ton, mit dem er in den Pañcatantra-Beiträgen auf kritische Bemerkungen seiner Kollegen reagiert, obwohl dort ebenfalls häufig ein verbaler Schlagabtausch zu spüren ist.

Auch daß man Hertel verschiedentlich den Vorwurf des Antisemitismus gemacht hat, mag vielleicht mit den schroffen Formulierungen zu tun haben, für die er bekannt war. Einen politischen Hintergrund hatten solche Äußerungen nicht, schon gar nicht, wenn sie Personen betrafen. Man muß nur die ausführliche Laudatio auf Theodor Benfey lesen, die Hertel zu dessen 100. Geburtstag am 28. Januar 1909 in der Göttinger Zeitung veröffentlichte. Weder das jüdische Elternhaus, dem Benfey entstammte, noch die jüdische Bildung und Kultur werden hier in irgendeiner Weise negativ erwähnt, im Gegenteil. Hertel sieht in Benfey nicht nur den großen Wissenschaftler, sondern auch den guten Deutschen: „Denn das ist das Kennzeichen des wirklich Großen, daß er frei von persönlicher Eitelkeit neidlos die Verdienste anderer anerkennt. Wahrhaftigkeit in Wort und Schrift, liebenswürdige Hilfsbereitschaft im Verkehr mit anderen, ehrliche Begeisterung für Deutschlands Größe, deren Träger er in Bismarck verehrt, ein offenes Auge für alles Schöne in Natur und Kunst und ein offenes Herz für alles Gute: das waren die Grundzüge seines Charakters.“ (s. u. S. 534).

Oberflächlich betrachtet und vor allem für Außenstehende mag auch die „arische Feuerlehre“ sich gefährlich leicht an das Konzept der „urarischen“ Religion mit ihrem Feuerkult, Verehrung der Sonne und des Lichts und den Männerbünden anbinden lassen, die die Nationalsozialisten zu einem Teil ihrer Ideologie gemacht hatten. Doch verbietet es sich ganz entschieden, einer solchen Parallelisierung das Wort zu reden oder gar Johannes Hertels Theorien in eine Reihe

mit der faschistischen Ideologie zu stellen. Der erste und wichtigste Grund dafür ist Hertels erklärte Abneigung gegen jegliche Politisierung oder politische Vermarktung seiner wissenschaftlichen Forschung und gegen jedes Vereinnahmen durch eine politische Partei. Er war der Überzeugung, daß dies die Wahrhaftigkeit in der Forschung beeinträchtigen würde, die ihm oberstes moralisches Gebot für den Wissenschaftler war. Wer dieses Credo verletzte, dem trat er ohne Ansehen der Person mit viel persönlichem Mut und öffentlich entgegen, wie im Falle des Rassentheoretikers Hans Günther, der Hertels iranische Abhandlungen zitierte, um damit seine Theorie von der kriegerischen Natur der arischen Bauern zu untermauern. Hertel war eben ein Purist auf allen Ebenen.

Daß er noch in seinen späten Lebensjahren seinen größten wissenschaftlichen Irrtum, die Datierung der Einwanderung vedisch-arischer Stämme nach Indien ins 6. Jh. v. Chr., beharrlich verteidigte, hatte er seiner Brausekopf-Natur zu verdanken. In seinem letzten publizierten Artikel „Einwanderung der Indogermanen nach Indien“ (1951) krönte er diesen Irrtum noch dadurch, daß er als den Ausgangsort der Wanderung die Po-Ebene ansah und in seiner „Beweisführung“ für diese These auf das alte Bild von den überlegenen weißen Ariern und den fremdrassigen Schwarzen als wilde Eingeborene zurückgriff.

Für Hertels bemerkenswerte Kompromißlosigkeit in Sachen wissenschaftlicher Ehrlichkeit spricht auch sein langjähriger zäher Kampf gegen Mathilde Ludendorff und einige Vertreter des „Tannenbergbundes“, die in der Nachfolge von Louis Jacolliot das Christentum zu einem arischen Produkt machen wollten, das ursprünglich aus Indien käme. Als Beweis führte sie Belege aus den Arbeiten von Hertel und anderen Indologen an, die sie falsch, bzw. aus dem Kontext herausgerissen zitierte. Andererseits beschimpfte sie aber die Indologen dafür, daß sie der Welt diese „Wahrheit“ verschweige, bzw. sie durch ihre Forschung entstellten. Im Jahre 1931 war der Leipziger Theologie-Professor Johannes Leibold nach einer Anfrage von einem niedersächsischen Pfarrer an Johannes Hertel herangetreten, ob er als Kenner der vedischen und iranischen Religion bereit wäre, im Auftrage des Evangelischen Bundes die Thesen von Mathilde Ludendorff einer kritischen Rezension zu unterwerfen. Hertel entsprach dem mit der 114 Seiten umfassenden Streitschrift „Vom neuem Trug zur Rettung des alten oder Louis Jacolliot und Mathilde Ludendorff“, die 1932 vom Verlag des Evangelischen Bundes gedruckt wurde. Dieser Angriff auf die Gattin des einflußreichen Generals Ernst von Ludendorff, des Helden der Schlacht bei Tannenberg im Ersten Weltkrieg, führte zu einer Reihe von Prozessen. Hertel führte sie zunächst mit Unterstützung der Evangelischen Kirche. Nach 1934, als der Druck der NSDAP auf die Kirchenleitungen immer stärker wurde, führte er den Rechtsstreit allein und auf eigene Kosten weiter. Der Streit endete 1937 mit einer Niederlage Hertels, der bei

aller Enttäuschung über diese eindeutig politische Entscheidung jedoch wenigstens die Genugtuung haben konnte, daß General von Ludendorff die Kosten der Verfahren zu übernehmen hatte. Wenn man bedenkt, daß Ende der dreißiger Jahre fast 60% der Professoren der Leipziger Universität Mitglieder der NSDAP waren¹², kann man Hertels unbeugsame Haltung nicht hoch genug schätzen.

Ostern 1937 wurde Johannes Hertel emeritiert und konnte sich nun ganz seiner Forschung und seiner großen Liebe, der Naturbeobachtung und speziell der Herpetologie, widmen. In einem Brief an Dr. Gerhard Eggert vom 25. Juli 1939 beschreibt er seinen Ruhestand:

„Da ich im 68. Lebensjahre stehe und 25 Jahre meiner wissenschaftlichen Arbeit nur an den Sonn-, Feier- und Ferientagen geleistet werden konnten, weil meine amtliche Arbeit an den Realgymnasien Zwickau und Döbeln bei der damals kolossalen Korrekturlast mir in der Schulzeit die Möglichkeit dazu nicht gewährten, so muß ich dies naturgemäß jetzt im Alter an meiner Gesundheit büßen..... so verbringe ich seit meiner Emeritierung (Ostern 36)¹³ die Zeit vom Vorfrühling bis zum Spätherbst aus gesundheitlichen Gründen in meinem Garten, in dem mir die genaue Beobachtung verschiedener seit Jahren angesiedelter Mittelmeer-eidechsen und Schildkröten vom Morgen bis zum Abend reichliche Gelegenheit zur Betätigung in frischer Luft und Sonne bietet, während ich meine philologische Betätigung, die ich noch nicht ganz eingestellt habe, auf die Wintermonate beschränke“.

Akribisch wie in seinem ganzen Leben ist Johannes Hertel auch in seinem Hobby gewesen: In seinem Nachlaß befinden sich Notizbücher mit Aufzeichnungen von täglichen Wetterbeobachtungen. Daß die umfangreiche Hinterlassenschaft aus dem Arbeitsleben ihres Vaters nach seinem Tode in großer Vollständigkeit erhalten blieb, verdanken wir Johannes Hertels ältester Tochter Margarethe. Sie stand ihm lange Jahre zur Seite und half ihm bei seinen Arbeiten. Nach des Vaters Tod bewahrte sie alles treulich und übergab es nach und nach dem Leipziger Indischen Institut. Der Nachlaß barg einige Überraschungen: In einem Koffer, den wir Anfang der 90'er Jahre von Frau Hertel erhielten, befanden sich 49 Farbdrucke aus den dreißiger Jahren mit Darstellungen indischer Götter und Szenen aus der indischen Mythologie und Geschichte, zusammen mit einer Firmenkarte Kunstanstalten May AG in Dresden. Leider läßt sich nicht sagen, was Hertel mit diesen Drucken wollte. Teilweise sind es Reproduktionen von Gemälden indischer damals bekannter und weniger bekannter Maler. Sie erwiesen

12 G. Wartenberg, „Historismus bringt uns nicht weiter“ in: Leipziger Volkszeitung v. 17./18. Febr. 1996.

13 Dieses Datum widerspricht anderen Angaben.

sich als eine echte Rarität und unerwartet sogar als eine Fundgrube für die Geschichte des sächsischen graphischen Gewerbes, denn es stellte sich heraus, daß sie die einzigen Zeugnisse für ein vergessenes Kapitel der Firmengeschichte der May AG waren – für ihre Exportbeziehungen nach Indien in den dreißiger Jahren. Das Institut für Indologie verband eine Ausstellung dieser Drucke im Hörsaalgebäude der Universität Leipzig im Juni 2003 mit einer besonderen Würdigung der vielen Facetten von Leben und Werk Johannes Hertels.

Johannes Hertel liegt zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter Margarethe auf dem Südfriedhof in Leipzig begraben.

Leipzig, November 2006

Dr. Maria Schetelich